

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Paris lag im prächtigsten Junifonnenschein. Eine ungeheure, freudig erregte Menschenmenge wogte durch die Straßen. So weit das Auge reichte — Kopf an Kopf. Von den Tuilerien bis hinaus nach dem Marsfeld. Die Erwartung von etwas absonderlich Großem, von etwas unerhört Märchenhaftem, das der steigende Tag, das schon der nächste Augenblick zur Wirklichkeit gestalten würde, lag in der Luft. Sie suchte in jeder Muskel, in jedem Gesichtszuge der tausend und abertausend Harennden,

Da verkündeten die Glocken von allen Türmen der Stadt die erste Stunde.

Kanonensalven dröhnten aus sechs Batterien von den Höhen herab.

Die Tore der Tuilerien öffneten sich weit — eine Abteilung Gardekavallerie sprengte heraus — die stolzen, goldverzierten Uniformen von tausend Sonnenlichtern umsprüht und umfunkelt. Wagen auf Wagen reihte sich an, ein jeder mit sechs der edelsten, aufs prächtigste aufgeschäumten Rosse bespannt, einer immer schöner als der andere, einer immer erhöhteres Staunen auslösend als der andere! Und dann! Dann die von acht Falben gezogene Staatskarosse, die den Kaiser Napoleon barg! Auf beiden Seiten von vier Marschällen begleitet, von einer glänzenden Schar von Adjutanten, Ordmananzoffizieren, Pagen, Gendarmen gefolgt, rollte sie langsam durch die Straßen.

Die leicht erregten Pariser jauchzen wie Kinder, denen ein feenhaftes Schauspiel geboten. Mit dunkelglänzenden Augen, mit feurigen Wangen schauten sie und harteten des Kommenden.

„Vive l'empereur! Vive l'empereur!“ tönte es von Mund zu Munde.

Was hat der Kaiser vor?

Mit Bestimmtheit wußte es keiner zu sagen. —

In einem der neunzehn sechs-spännigen Wagen saß Toska von Jäger. Trotz ihres Festkleides von rosa Seide sah sie nicht festlich aus. Ihre Wangen waren bleich. Ihre Augen brannten trübe, als hätten sie heimlich nachts geweint. Die ganze Gestalt hatte an jugendlich-warmer Rundung eingebüßt. Halb schmerzlich, halb gleichgültig, ruhten ihre Blicke auf den Bildern, die hinter dem Ausschnitt des Wagenfensters an ihr vorüberglitten.

Daß ihr Vater sie zu Haus gelassen hätte — zu Haus in ihrem stillen Schloßchen, wo die verblaßten Kokodomöbel ihr von ach! so schönen vergangenen Tagen erzählten und ihrer todwunden Seele eine Heimat vortauschten!

Warum hatte er sie so inständig bitten müssen, bei der Loeben nach Paris zurückgekehrten Madame Mère die Stelle

einer Palastdame zu übernehmen, die der Kaiser ihr gestern hatte anbieten lassen?

War es denn damit nicht genug gewesen, daß sie den Gatten verlassen und zum Vater zurückgekehrt war?

„Eh bien, ma petite, Sie sehen elend aus“ erklang da eine freundliche, wenn auch etwas berbe Stimme. Die Marschallin Ren, die Toska im Vorderstuh des Wagens gegenüber saß, beugte sich zu ihr und streichelte gütig ihre matt im Schoß liegenden Hände. „Ist Ihnen nicht gut? Da, nehmen Sie mein Flacon!“

„Tausend Dank! Tausend Dank!“ wehrte Toska, nahm aber wohl oder übel doch das Riechfläschchen und führte es an die Nase. Der Geruch des feinen Odeurs belebte sie. Ein zartes Rot stieg für einen Augenblick in ihre Wangen. „Diese quälenden Kopfschmerzen!“ entschuldigte sie sich. „Ich hätte nicht mitfahren sollen!“

„Wer Kind! Kind!“ drohte die Marschallin freundlich, während die beiden anderen Damen, die noch mit im Wagen saßen, ihr einen großen, verwunderten Blick zuwarfen, um sich dann sogleich wieder in ein halb laut geführtes Gespräch zu vertiefen. „Lassen Sie das den Kaiser nicht hören. Wieviele Tausende und Wertausende würden sich glücklich preisen, jetzt an Ihrer Stelle zu sein!“

„Verzeihung!“ Toska raffte sich gewaltsam zusammen und zwang sich zu einem Lächeln. „So war es ja doch nicht gemeint!“

„Ich verstehe! Ich verstehe, ma petite!“ begütigte die Marschallin, indem sie Toska auf die Wange klopfte. Sie war eine gute und warmherzige, wenn auch keine vornehme Frau, die ihrer einfachen Herkunft wegen am Hofe Ludwig XVIII. manches auszustehen gehabt. „Der Gram zehrt noch immer an Ihnen“, flüsterte sie. Und als Toska sie erschrocken anblickte, fuhr sie rasch erklärend im gleichen Tone fort: „Ihr Vater hat mir erzählt . . .!“ — Nehmen Sie sich ein Beispiel am Kaiser, Kleine! Sein Herz verlangt gewiß nach seiner Frau — nach seinem Sohn! Im Vertrauen: ich überraschte ihn gestern — weinend vor dem Bild des Königs von Rom! Aber vor der Welt zuckt er mit keiner Wimper.“ Und als Toska mit gesenkten Lidern, und ohne einen Blutstropfen im Gesicht, beharrlich weiter schwieg, fügte sie fragend hinzu: „Wann haben Sie ihn denn zuletzt gesehen?“

„Ich sah den Kaiser zum letzten Male, als er nach Rußland abfuhr. Seitdem nicht wieder.“ würgte Toska hervor.

„Seitdem nicht wieder?“ überlegte die Marschallin. „Freilich der Kaiser war in diesen Wochen unglaublich beschäftigt. Seine Arbeitskraft grenzt ans Wunderbare. Dennoch hatte ich geglaubt —“

„Ich sollte von meinem Vater vorgestellt werden,“ beantwortete Toska müde die unausgesprochene Frage. „Zwei oder drei Mal. Aber ich lag krank zu Bett.“

„So schlimm war's? Armes Herzchen . . .!“

Fanfaren ertönten. Ein ungeheurer Jubelsturm draußen zerriß jedes weitere Gespräch. Musikkapellen setzten ein —

Kanonen donnerten — die Karosse hielt. Man war auf dem Marsfeld.

Der weite, weite Platz angefüllt mit unzähligen Menschen. Darüber die grell blendende Sonne. Toska sah und sah doch nichts. Dazu das Chaos der Geräusche — sie war einem Schwindel nahe und atmete erlöst auf, als sie endlich ihren Platz auf einer der Tribünen einnehmen konnte — zur Rechten der Marschallin, dicht hinter der greifen Madame Réca. Langsam kam sie zu sich — langsam stellten sich ihr Menschen und Gegenstände klar vor die Augen.

Ein halbkreisförmiges Gebäude, eine Art Amphitheater war aufgebaut, in dessen Scheitelpunkt der erhöhte Thron errichtet war, vor dem ein Altar, „der Altar des Vaterlandes“ sich erhob, an dem einst Ludwig XVI. mit den Vertretern Frankreichs den Eid auf die neue Verfassung geleistet. Ein leiser Schauer durchrann Toska. Ihr Auge glitt weiter über die rechts und links sich anschließenden Galerien, auf denen sich eine vornehme Gesellschaft niedergelassen.

Die staatlichen Körperschaften, die hohe Geistlichkeit, die Abgeordneten der Departements, die Mitglieder der Deputiertenkammer, der gesamte Hofstaat, die Würdenträger und Beamten der Stadt Paris,“ erklärte die Marschallin.

Und neben den Zivilbehörden die Vertreter der Armee in ihren blinkenden, goldbestäubten Uniformen. Jedes Regiment hatte fünf seiner Offiziere, Unteroffiziere und Fahnen-träger entsandt — es war ein summerwirrender Glanz!

Und doch erkannte Toskas Auge den Vater heraus. Rächelnd, aufmunternd grüßte er mit der Hand von der gegenüberliegenden Tribüne zu ihr hinüber.

Sein Gruß tat ihr wohl — und tat ihr doch zugleich weh. Sie wandte sich apathisch ab; ließ den tränenverdundelten Blick weiterschweifen: am Ende der Galerien hatte die kaiserliche Garde, die Garnison von Paris, die Nationalgarde Aufstellung gefunden. Und dahinter, auf den baumbepflanzten, rasenbelegten Erdwällen, die das ungeheure Sandsfeld umschlossen, hatten Hunderttausende von Zuschauern ihren Platz eingenommen.

Welch ein Schauspiel!

„Voilà! Sehen Sie dort den Kaiser!“

Den Kaiser!

Toska fuhr sich mit der Hand über die Augen. Ein dumpfes Erstaunen über sich selbst strich schattenhaft durch ihr Hirn. Wie war es nur möglich, daß sie nach dem Kaiser noch nicht ausgeschaut?! Nach ihm, dem Abgott ihrer Kindheit?

Dort saß eine Gestalt auf dem Thron — Toska zuckte leicht zusammen — war das der Kaiser?

Nicht mit der Uniform seiner Garde, die er sonst so gern getragen, war er, der in aller Kürze zur Armee abgehen und in einen gewaltigen Entscheidungskampf ziehen wollte, angetan, nein, einem Schauspieler gleich, hatte er sich in ein rotsamtenes Gewand mit weißseidenen Beinleidern geworfen. Die Schuhe mit Troddeln, die weiße Samtmütze auf dem Kopf verschärften noch das Beinliche der theatralischen Erscheinung.

Durch Toskas Seele zog ein heimliches Frösteln, zog die gähnende Oede eines großen Enttäuschseins. Hatte er sich so verändert? Oder — oder — war es ihr Herz, das sich verändert hatte und mit andern Augen sah?

Wieder versank sie in dumpfes, gramvolles Brüten.

Der Erzbischof von Tours mit einer großen Anzahl von Geistlichen in weißseidenen Chorkleidern zelebrierte die Messe. Sie nahm es kaum wahr. Ihr Auge blickte nur immer und immer wieder nach der aufgepuzten Gestalt auf dem Throne hin. Was müsse die endlich sich wieder verwandeln. Aber sie verschwand nicht. Rede auf Rede folgte, deren Stimm ihrem verträumten Geiste verschlossen blieb. —

Endlich erhob sich der Kaiser mit großer Geste. Er ergriff das Wort. Händend floß seine Rede. Er sei zurückgekehrt, um Frankreich den wahren Frieden zu schenken. Aber die Mächte glaubten seinen Versicherungen nicht — sie drohten mit Krieg. So beteure er seinem Volke, daß er Frankreichs Grenzen, Frankreichs Ehre bis zum Äußersten verteidigen werde. Und um ihm die Bürgschaft von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu geben, habe er sich freiwillig der absoluten Gewalt entkleidet und sei entschlossen, Frankreich eine Konstitution zu verleihen!

Die Hand auf das vom Erzbischof vorgehaltene Evangelium legend, beschwor er die Konstitution. Militär- und Zivilbehörden taten das Gleiche — Herzolde verstanden die An-

nahme der neuen Verfassung und ein Ledeum rauschte über das weite, weite Feld.

Jetzt erst erwachte Toska aus ihrem Traumzustande.

Und die dumpfe, verständnislose Trauer ihres Herzens verwandelte sich in schwaches, bitter-schmerzliches Mitleid, — in bitter-schmerzliches Mitleid mit dem, zu dem ihre Seele einst gebetet. Mitleid tötet alle Anbetung. Mitleid zerstört allen Götterglauben — wie glühendes Wachs schmolz er dahin in Toskas Seele. Sie erzitterte vor der Tragik im Leben dieses Mannes, der dort sich selber zunichte machte, ehe andere ihm nahten — um ihn zu vernichten.

Unglücklicher Napoleon!

Titane du! Durch die Gewalt des eigenen, unumschränkten Willens groß und übermächtig geworden, begibst dich selber freiwillig dieser Gewalt, die dich allein zu retten vermag. Begibst dich ihrer in dem Augenblick, da die ganze Welt dich in die Aht erklärt und im Begriff steht auf dich los-zustürmen!

So schrie es in Toskas Seele.

Was hatte ihn so verblendet?

Tat er es, um damit das Volk, dessen Mithilfe für den bevorstehenden Kampf er nur zu sehr bedurfte, zu bester Begeisterung, zu schrankenloser Opferwilligkeit für den großmütigen Geber zu entflammen? Tat er es, um die ganze Welt von einer heimlich anwachsenden Gegnerenschaft, von Verhältnissen gezwungen, die stärker waren als er?

Stärker als er — als Napoleon?!
Dann war Napoleon eben Napoleon nicht mehr, der

Gigant, der Himmel und Erde getrotzt!

Toskas Herz klopfte in wilden Schlägen.

Gewaltsam klammerte sie sich an das „Vive l'empereur!“ „Vive l'empereur!“ das nun immer von neuem aus den Reihen der Truppen und der zuschauenden Menge ertönte, als der Kaiser an die vorbeiziehenden Regimenten die Feldzeichen für den bevorstehenden Krieg erteilte.

Gewaltsam zwang sie sich, an den Jubel zu glauben, der das Militär und die Masse des Volkes letzten Endes wie ein Sturm erfaßte und die Begeisterung für den Heimgekehrten noch einmal zu hellodernder Flamme entfachte.

Es mußte, mußte ja noch derselbe Napoleon sein! Der Napoleon ihrer Kindheit — der Napoleon, um dessen willen sie von dem Gatten gegangen!

Wie hätte sie sonst leben sollen?

Was der Festakt endlich beendet, war es schon sehr spät geworden. Es dämmerte bereits.

Durch einen unglücklichen Zufall — die Pferde hatten geschaut, der Kutscher hatte das Marsfeld verlassen müssen und war nicht wieder zurückgekehrt — war Madame Réca mit Toska und den beiden anderen Hofdamen gezwungen gewesen, die erste beste Mietskutsche zu besteigen, die man endlich bei der Brücke von Jena für sie hatte aufstellen können. So fuhren sie nun, weit hinter dem heimkehrenden glänzenden Zuge, mitten zwischen der zurückflutenden Menge die Quais der Seine entlang in die Tuilerien zurück.

Eine große Abspannung, eine graue Ernüchterung lag auf allen Gesichtern der Heimströmenden. Selbst die Marschallin saß tief in die Polster des Wagens zurückgelehnt — mit geschlossenen Augen. Und auch die beiden anderen Palastdamen schienen leicht zu schlummern. Toska aber sah etwas vorgeneigt, die linke Schläfe gegen den Rahmen des geöffneten Wagenfensters gelehnt, mit geschloßenen Nästern, als sei ihr die Luft in der Karosse zu eng, mit angstvoll umherirrenden Augen. Suchten diese Augen nach etwas? Oder drang das, was sich auf ihrer Rezhaut spiegelte, gar nicht bis in das Innere ihrer Seele?

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Brüssel und Antwerpen.

Von unserem militärischen Mitarbeiter.

Barrier Verbilsonnenschein liegt nach schweren Regentagen über Brabant und Flandern. Das Laub ist rasch gelb und braun geworden in den letzten Wochen, und Nebelschleier huschen häufig über Wald und Feld.

Im stinken Auto verlassen wir das nervöse Brüssel, das von Kriegsnot wenig erfahren hat, sonst wäre es weicher geworden, Hunderte, Tausende strömen aus den Loren in Richtung nach Mecheln. Wie Sonntags im Grunewald, so sehen die Straßen nördlich Brüssel aus: Da Pferde, zu Fuß, zu Auto, zu Wagen,

Vom Doggart bis zum soliden Bierwagen mit Kreisbeschriftung „A Malines et retour — 3 francs“ —, darin sie auf dünnen Probestühlen sitzen, immer bereit, bei einer raschen Wendung über den schmalen Wagenrand zu fallen. Vornehme Einspänner mit Damen in Spitzen und Perlen im Polster, mit Gesichtern diplomatisch glatt wie Oberkellner und einer Mine, als ginge der ganze Krieg sie nichts an; aber hinaus müssen sie doch alle, um sich das mal anzusehen, was deutsche Kanonen vollbracht haben. Praktische Geschäftsleute haben fliegende Kantinen errichtet, wo man die köstlichen Brüsseler Trauben kauft und Wein, Bier, Brot, Butter usw. Sie haben regen Zuspruch, denn die Sonne meint es noch gut, ehe sie Abschied nehmen will.

So drängt und schiebt sich das neugierige Volk die goldgelbe Herbststraße entlang. Undauernd tutend erzwingt sich unser Karto den Weg. Bald sind wir in Eppeghem. Hier sind die ersten Kampfsstätten vor Brüssel. Überall wimmelt es von Neugierigen; sie kriechen in die geschossenen Häuser, betasten die Kugelspuren an den Wänden, finden Granat- und Schrapnellspitzer und reden, als ob sie dabei gewesen wären. Mit kleinen Spaten arbeitet man in den Schützengräben und Unterständen und tut vorsorglich alle Beute als „Andenken“ rasch in den großen Sack. Aber alles, was sie finden, gehörte einst den eigenen belgischen Soldaten. Die deutschen Truppen haben nichts fortgeworfen. In großen Mengen liegen in den Gräben noch die schwarzen belgischen Tornister und Kopfbedeckungen aller Art, ferner Feldflaschen, rote Weisbinden, Patronentaschen und Patronen. Von letzteren findet man auch französische und englische überall. Sie sind ein beliebtes Kinderpielzeug geworden.

In Mecheln war eine Fülle wie Sonntags beim Kirchgang. Dazwischen deutsche Infanterie- und Matrosenabteilungen, Fuhrparkkolonnen und militärische Kastrautos. Ein großer Teil der Bevölkerung Mechelns ist zurückgekehrt. Schon sieht man lange Geiten an den Häusern stehen, Maurer und Glaser sind an der Arbeit, Dachbeder und Zimmerleute schleppen Material herbei, da, wo sich eine Ausbesserung noch lohnt. Aber manche Stellen der Stadt, besonders in der Gegend der Kathedrale, sind nur noch regellose Trümmerhaufen. Hier hilft nur ein Neubau von Grund aus. Auch die Kathedrale ist schwer beschädigt, mit gewaltigen Löchern in den Seitenwänden und im Dach. Die Beschädigung mußte sein, weil die Belgier auf dem Turme einen Beobachtungsposten hatten.

Mecheln liegt hinter uns. Wir nähern uns der äußeren Fortlinie. Überall sieht man die Spuren des erbittertsten Kampfes. Die Graussehenswerte sind gefällt, die Buschwerke rauiert, ganze Waldstücke gekappt und überall, durch Wiesen und Feld, durch Gärten und Parks die Schützengräben mit ihren Unterständen, in denen die Beute die ganze Zeit wohnten. Zahlreiche Granatspuren an Wänden und auf der Straße selbst und tiefe Beschötrichter im Acker zeugen von der Festigkeit des Feuers.

Da liegt die Redoute chemin de fer. Der ganze Eingang ist durch eine einzige Granate zertrümmert. Innen liegt alles wüst durcheinander, Geschütze und Wagen, Brückengerät und Munition, ein wildes Chaos erbitterten Kampfes.

Dort in der goldgelben Erde des kurzen Buchenbushes liegt ein Massengrab deutscher Soldaten. Ein schlichtes Holzkreuz kennzeichnet die Stelle und ein preussischer Infanteriehelm darauf sinkt in der Herbstsonne. Nicht dabei liegt eine Gärtnerei. Die Tomatenkultur ist zertrümmert, auf dem Boden zerstreut liegen Tausende der roten Früchte. Die Wohn- und Gewächshäuser sind nur ein Schutthaufen.

Ein neues Schlachtfeld ist wie eine klaffende, blutige Wunde. Erst wenn die äußeren Schäden geheilt sind, bekommt es den gewaltigen Hauber, mit denen Namen wie Vetsig, Waterloo, Sedan wirken. Dann reden die Schlachtfelder die gemilderte Sprache der Geschichte. Ein frischer Kampfsatz schreit und klagt den Schuldigen an mit allen zerhissenen menschlichen Wohnstätten, mit verwüsteten Gärten und Parks und ausgewählten Aedern, und — das kann man schon jetzt überall feststellen, sogar unter der Dandbevölkerung, daß sie mit dem Finger gen England weist, drohend und anklagend für alles Elend, was dieses Land in seinem wahnsinnigen Egoismus über Belgien gebracht. Die Früchte wird es ernten. Das Fort St. Catherine ist durch die „Reißige Berta“, unsere 42ligerin, vollkommen vernichtet. Panzertürme mit den dicksten Betonmauern sind wie Blechboxen zerstreut und innen liegen Geschützrohre, Binden, Geschosse, Maschinenteile, alles durcheinander. Löcher kaffen in den Wänden, daß man mit beladenden Panzern durchfahren kann. Auch der Ort St. Catherine selbst und Duffel zeigen wenige Häuser unversehrt. Manchmal steht die ganze Vorderwand und Sonne und Regen bringen in wirre, durcheinander geworfene Zimmer ein. Bilder hängen noch an den Wänden, aber zerseht, Tische, Kronleuchter und Betten, vermischt mit Geschütz und Wäffern oder Beizeug sind in hartem Gemisch zertrümmert und auf die Straße geschleudert. Und da steht noch ein weißgestrichenes Kinderbett, eine Puppe ist in die Seitenwand eingeklemmt: Wo ist die Mutter, wo die Eltern? Wohl in Holland.

Aber auch sie werden drohend die Faust nach England erheben. Weiter nach Antwerpen zu verläuft sich der Menschenstrom. Auch in den Vororten kehrt man zurück. Hier sind die Zerstörungen geringer, bis unmittelbar vor der inneren Fortlinie, wo die Belgier des Schußfeldes wegen ganze Häuserviertel und Parks zerstört haben.

In Antwerpen selbst herrscht reges Leben. Viele Bäder sind wieder geöffnet, vor allem die Lebensmittelgeschäfte und dann die Lampengeschäfte. Manch Kronleuchter scheint bei der Beschädigung den Weg alles Irdischen gegangen zu sein. Die Antwerpener sind freundlich und gefällig. Drei Tage, zwei Nächte Bombardement und Kellertrost macht recht gefällig. Alle Schulpfeile grünen und springen vor Dienstleiser. Keine belgische Fahne ist mehr zu sehen, aber oben auf der 123 Meter hohen Kathedrale weht stolz die Flagge des Deutschen Reiches. Ein Akrobat muß sie da hinauf gebracht haben. Auch hier sind schon die Arbeiter beschäftigt, die Schäden der Beschädigung zu heilen. Elegant gekleidete Damen promentieren wieder, gefolgt von Kinder tragenden Ammen. „Derrchen“ flanieren und beschauern ängstlich die großen Granatlöcher in manchen Häusern. Auch die Elektrische ist wieder im Betrieb. Antwerpen ist eine schöne, altertümliche Stadt mit unerkennbarem starkem Einschlag einer Handelsmetropole. Deutscher Fleiß und deutsches Geld steckt viel in der Stadt. Fast alles spricht flämisch. Nur wenige französische Laute hört man. Sehr schön sind die großen Alleen der Boulevards und die weiten Prachtstraßen am Hauptbahnhofe.

Hier ist die Wit auf die Engländer eine unbeschreibliche, besonders in den gebildeten Kreisen, in denen die englischen Ränke und Mächenschaften nach und nach bekannt werden. Zu einer großen Halle führte uns ein alter vornehmer Herr: „Hier sehen Sie, meine Herren, liegt der ganze Krembel der englischen Hilfstruppen. Erst sind sie schuld, daß die Stadt beschossen wird, und dann stützen sie hierher, stehen Zivil an und machen Hals über Kopf, daß sie fortkommen! Schöne Bundesgenossen das. Was werden wir an denen noch erleben!“ Der ganze Erdboden lag voll von hunderten, ja tausenden von Ausrüstungsstücken, Dedden, Zeltbahnen, Mänteln, Säden usw.

Und dann“ fuhr der alte Herr fort, „bekam ich den Befehl, die Petroleum-Tanks anzuzünden, aber ich weigerte mich, und da schickte man einen Leutnant, und der hat es dann getan. Na, überhaupt und so!“ — Er war eine Zeitlang in Berlin gewesen. —

Vor der Halle steht das Volk und bittelt um englische Bekleidungsstücke. So ein englischer Mantel ist gut, er hält warm. Gut, daß die Bundesgenossen mit dem großen Gewissen sie zurückgelassen haben.

Die meisten Hotels sind wieder eröffnet und ganz von deutschen Offizieren der Besatzung eingenommen.

Es ist Nacht geworden für die Rückfahrt nach Brüssel. Hell blitzen die Sterne vom schwarzblassen Sammethimmel, und der helle Schein der Autolaternen fällt auf die Landstraße. Flüchtling hufchen Schloßer und Parks vorbei, deren Besitzer wohl in London oder an der Riviera sind; schaurig grünen die schwarzverkohlenen Ruinen verbrannter Dörfer mit hohlen Fenstern. Hunde und Raben hufchen lautlos über die Straße. Alles ist tot, verbrannt, leer, verwüstet. Das ist der Krieg! Kalt weht der Herbstwind durch das rauchelnde Land und von fern grüßt der helle Lichtschein der Großstadt Brüssel.

Vermischtes.

* Die Scheinbatterie. Unsere Soldaten haben in den Schützengräben viel Zeit, die sie sich auf jede erdenkliche Weise vertreiben. So kam, wie in einem Feldpostbrief geschrieben wird, die Batterie eines Feldartillerie-Regiments auch auf den Einfall, den Franzosen einen Streich zu spielen. Man baute etwa 200 Meter vor den Schützengräben, an ziemlich auffälliger Stelle, eine täuschend ähnliche Scheinbatterie auf. Alte Zeltbahnen und geplante französische Granaten lieferten das Material. Es war ein Meisterwerk, das hoch gekrönt wurde durch die aus Stroh puppen geschaffene, mit alten Helmen geschmückte Bedienungsmannschaft. Man war neugierig, welchen Eindruck diese Scheinbatterie auf die Franzosen machen würde. Einen Tag dauerte es, bis sich ein französischer Flieger zeigte, der anscheinend die Aufgabe hatte, die Stellung der Deutschen festzustellen. Man war in den Schützengräben unsichtbar und ließ deshalb den Flieger ruhig seine Kreise ziehen. Mit welchem Bericht er zurückkehrte, ließ sich leicht aus den folgenden Maßnahmen der Franzosen ersehen. Eine Schützenlinie rückte vor, gedeckt von heftigem Feuer mehrerer französischer Batterien. Die Granaten schossen die deutsche Scheinbatterie in Grund und Boden. Kein Schuß verirrte sich bis zu der verdeckten Stellung der deutschen Artillerie. Diese wartete ruhig ab, sah, wie in der Ferne ein Fesselballon aufstieg und den Erfolg der französischen Beschädigung beobachtete und erhielt dann Meldung, daß die französische Infanterie zum Sturm vorging. Man ließ sie bis auf 300 Meter näher kommen, dann begannen die deutschen Maschinengewehre zu rattern und die Kanonen die mit ihrem Erfolge äußerst zufriedene feindliche Artillerie zu beschleßen. Von der stürmenden Infanterie blieben die meisten tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld, die übrigen wurden gefangen genommen. Die französische Artillerie erhielt verschiedene Volltreffer und zog sich unter schweren Verlusten zurück. Ein besonderes Vergnügen bereitete es unseren Soldaten, die gefangenen Rothosen an der verwüsteten Scheinbatterie vorüberzuführen und ihnen zu zeigen, daß sie beauftragt waren, eine Scheinbatterie zu stürmen, die dem deutschen Artillerie-Regiment zu einem Ehrentag verholfen hatte.

• **Szenen vom Häuserkampf.** Eine der letzten De-
 pechen unseres Großen Hauptquartiers spricht von den erbitterten
 Häuserkämpfen, die in den letzten Tagen um Arras und ander-
 wärts stattgefunden haben. Szenen von diesem heiligen Ringen
 „von Haus zu Haus“ schildert der englische Kriegsberichterstatter
 W. Beach Thomas. Die deutsche Eigenart des Kampfes und ihre
 besondere Geschicklichkeit, die Eigenarten des Geländes für ihre
 Taktik zu benutzen, werden auf das schlagendste illustriert durch die
 Schlacht der letzten Tage, in der sich eine ganz unerwartete Art
 des Fechtens entwickelte. Die deutschen Truppen hatten sehr ge-
 schickte Stellungen in den Kohlenbergwerken gefunden und außerdem
 auch noch besonderen Vorteil von der Art der Häuser in
 diesem Kohlengebiete gezogen. Die Dörfer östlich von Lens,
 die hauptsächlich von Bergleuten bewohnt werden, bestehen
 nämlich aus langen Reihen gleichförmiger Häuser, die nach
 einem einbettlichen Plane für die Arbeiter gebaut wurden.
 Diese Arbeiterhäuschen wurden von den Deutschen in kleine Forts
 verwandelt: die Fenster wurden durch Matrasen und Säcke ge-
 schützt, in die Mauern wurden Böcher gebrochen als Schießscharten
 für die Maschinengewehre. Da diese ganze Gegend bis Lille außer-
 ordentlich dicht besiedelt ist, so boten sich ihnen überall solche
 Häuser dar, die sie wahrhaft uneinnehmbar gestalteten und aus
 denen sie große Vorteile im Kampfe zogen. Auch das ganze Ge-
 lände ist von ihnen auf das geschickteste ausgenutzt worden, und so
 haben sie das Kohlengebiet zu einer Stellung umgeschaffen, die
 nicht viel weniger fest ist als die Steinbrüche von Soissons. Die
 gleiche Tüchtigkeit wurde bei der Beschließung von Arras gezeigt.
 Es regnete geradezu Granaten; von 8—11 Uhr morgens schlugen
 einmal 120 in die Stadt ein.

• **Fünf Vaterlandsoffer aus einer Familie.**
 Man schreibt uns: „Einstige für Pflichterfüllung bis zum äußer-
 sten.“ Dieses Manneswort des Gouverneurs von Klauschau ist
 kennzeichnend für das ganze deutsche Volk in dem ihm rucklos auf-
 gezwungenen ungeheuren Kampf um Ehre und Dasein. Ganze Reihen
 von Familien ließen sich aufzählen, die alle ihre Söhne in das Feld
 der Ehre gesandt haben, gewaltig ist die Ernte, die der Schnitter
 Tod schon gehalten hat; fast zu den ergreifendsten Kunden gehörte
 aber die, welche die Zeitungen in den letzten Wochen haben
 bringen müssen: von der Familie König in Bärnigall
 sind fünf Brüder, sämtlich Offiziere, im Kampf fürs Vaterland ge-
 fallen. Diese Nachricht erinnert uns an das gleiche Schicksal, das
 im amerikanischen Bürgerkrieg eine Familie Verby erlitten hat.
 Der überlebenden Mutter der fünf gefallenen Söhne hat, gerade
 vor einem halben Jahrhundert Präsident Abraham Lincoln
 einen Brief gesandt, der wohl heute ein allgemeines wehmütiges
 Interesse finden dürfte. Er lautet: „Sehr geehrte Frau! In den
 Akten des Kriegsministeriums hat man mir einen Bericht des
 ersten Stabsoffiziers von Massachusetts gezeigt, wonach Sie die
 Mutter von fünf Söhnen sind, die ruhmvoll auf dem Schlachtfeld
 gefallen sind. Ich fühle, wie schwach und nutzlos jeder Versuch
 von mir sein muß, Sie über den Gram um einen so überwältigen-
 den Verlust trösten zu wollen. Ich kann Sie nur auf den Trost
 hinweisen, den Sie vielleicht in dem Dank der Republik finden, für
 deren Rettung Ihre Söhne starben. Möge unser himmlischer Vater
 die Qual Ihres schmerzlichen Verlustes lindern und Ihnen nur die
 zärtliche Erinnerung an die Selbsten und Verlorenen lassen, zu-
 gleich aber auch den heiligen Stolz, daß Sie ein so
 kostbares Opfer auf dem Altar der Freiheit
 niedergelegt haben.“ Dr. R. B.

• **Feldgottesdienst.** Hermann Verkenfeld schildert in
 seinem Werte: „Erlebnisse im 1870 und 71“, einen Feldgottesdienst
 nach der Schlacht von St. Privat-Marslatour also: „Uns beiden
 Pastors hielten Anreden, wovon jedes Wort von Worten kam un-
 tau Partien gung un all bei Ogen, die glühen in'n düstern Kugel-
 regen irr Tod ins Gesicht leihn haben, küßten sich hilt mit Tränen
 ämer Tränen, als sei vör sich segen, walt' dei Tod anrit' und as
 sid jeder wol in'n Stillen dei Frag vörhö: „Worum liggt of du
 nich mit dor in Reih und Glied? worum nich? eund wenn ihr
 werden un din Graw ebenso vel trurige Kameraden herumstahn
 und di dei letzte Tran nahw velnen. Newer wi lewten jo noch
 un müßten bi alle Trurigkeit mit Gottvertrugen in dei Taufunft
 gahn un, nachdem wie an dei Todigen un' Schulligkeit dahn, of
 daran danken, dat of noch lewige Kameraden un' Hilp lurtun
 un unner so'n Umstän'n is denn dei Arbeit ein Segen von Gott,
 dei uns tau dell ward“: Das sind die „deutschen Barbaren“.

• **Die Tierwelt im Kriege.** Aus unserem Leserkreis
 wird uns geschrieben: Zu dem Aufsatz „Die Tierwelt im Kriege“
 in Nr. 141 der „Gießener Familienblätter“ vom 22. Oktober, worin
 am Schluß auch der Schnecken nach einem Kriegsbericht Gallus
 gedacht ist, möchte ich auf eine oberheftliche Kriegsgeschichte
 hinweisen, in der die Krebse eine aktive Rolle spielten. Es war
 bei der Belagerung der alten Reichsburg Souburg bei Stod-
 heim, deren Reste sich heute noch innerhalb des aus viel älterer
 Zeit stammenden großen Ringwalls finden. Als der Feind die
 gewaltige Feste mit Gewalt nicht gewinnen konnte, suchte er Zu-
 flucht zu einer List: Man besetzte zahlreiche Wackelstrecken auf
 dem Rücken von Krebse, zündete die Lichter an und ließ die Tiere
 gegen die Mauer kriechen. Die erschrockenen Verteidiger sammelten
 sich alle an jener Stelle, während der Feind unbemerkt auf einer

anderen Seite die Mauer erstieg. Diese Sage endet mit einer
 Variante der Erzählung von der „Weibertru“ bei Weinsberg,
 auch hier trug eine Frau den Mann auf dem Rücken aus der
 Burg. D. O. Becker.

• **Eigentümliche Belagerungspraktiken** aus
 alter Zeit. Ganz anderer Mittel als heute, wo die Geschütze
 der modernen Belagerungsgeschütze den Widerstand auch der dicksten
 und festesten Bastionen ohne weiteres überwinden, mußten sich in
 früheren Zeiten, als ihnen noch keine Geschütze zur Verfügung
 standen, die Angreifer bedienen, um zum Ziele zu gelangen. Jed
 Eroberung von Burgen und festen Städten verwandte man die
 schon seit dem Altertum bekannten Sturmböcke und Widder, mit
 denen die Mauern eingestossen wurden. Auch Brandpfeile und
 Steine wurden in die Stadt hineingeschleudert, um sie anzulinden
 oder sie zu zerstören. Wo die Maßnahmen nicht den gewünschten
 Erfolg erzielten, griff man bisweilen zu ganz grotesken Ausfällen.
 So erzwang die Führer der Berner und Straßburger im Jahre
 1388 die Uebergabe der belagerten Burg Schwanau dadurch, daß
 sie aus Katapulten mit Urnat gefüllte Tonnen in die Burg warfen,
 die dort bei der bestehenden Hitze ein solches Miasma verbreiteten,
 daß die Besatzung kapitulieren mußte. Klüger waren die in der
 Burg Karlsberg im Jahre 1422 Eingeschlossenen. Als die Belagerer
 zur Erzwingung der Uebergabe ihnen ebenfalls Urnat-Tonnen —
 und zwar sollen es 1800 gewesen sein — über die Mauer warfen,
 desinfizierten sie diese mit ungelöschtem Kalk und machten damit
 die Absichten der Feinde zunichte.

Blüchertisch.

— **Der Gesundbrunnenkalender des Jahres**
 hundert ist Jahr um Jahr weiter ins Volk gedrungen, und jedes
 Jahr wird er von seinen alten Lesern mit Ungebuld erwartet. Eben
 erscheint der 8. Jahrgang dieses „besten aller Volkskalender“, wofür
 er von strenger Kritik genannt worden ist. (Georg D. W. Caspary's
 Verlag, München). Was bringt doch das Büchlein auf seinen
 218 Seiten von denen auch nicht eine für Reklame oder Inserats
 verwandt wurde, nicht alles! Scherz, Rätsel, Spiele, Rätsel,
 Länze für den Kreis der Familie, Beratung über Kinderbeschäftigung
 und Kindererziehung, seine Blicke ins Kinderland, wertvolle Rat-
 schläge fürs Heim, Stief- und Kinderkleidermuster, Hinweis auf
 guten billigen Hausrat, Koch- und Getränkezepte und noch so
 manches praktisch Wertvolle. Die Hauptsache aber sind die in
 lehrreicher, allgemeinverständlicher Form geschriebenen Aufsätze zur
 Jugend- und Volkserziehung, die Vorträge über die Ideale und die
 Aufgaben deutscher Gegenwartarbeit. Das bunte Bildchen schen-
 v. Zumbusch, die Polyzchnitte schenken Klemm und Otto, die Zeich-
 nungen G. Thoma, Rud. Schäfer, Fritz Philipp Schmidt, Ludwig
 Richter, G. Clauen, Vocci u. a. Dazu kommen lustige Schatten-
 risse und allerlei Kleinschmuck.

— **Die Welshagen & Masingschen Volksbücher,**
 die vortrefflich geschriebenen und mit vielen Bildern ausgestatteten
 60-Pennig-Bände, haben ihrer langen Reihe zwei neue Hefte zu-
 gesellt, die gerade in dieser kriegerischen Zeit Beachtung verdienen.
 In dem einen schildert Victor Ottmann das seit der Eroberung
 Antwerpens und der Besetzung Ostendes völlig in unsern Händen
 befindliche Belgien; in dem anderen entwirft Walter Freiherg
 von Rummel ein anziehendes Bild von dem Leben und
 Schaffen Poppelins, dessen gewaltige Lustschiffe zu den mächtig-
 sten Waffenstücken unserer Küstung zählen. Beide Bücher, wie so
 viele der Sammlung, eignen sich auch in hervorragendem Maße
 als Lesestoff für unsere verwundeten Krieger.

— **Dr. Bruno Weil, „Elsaß-Lothringen und**
 der Krieg“, Straßburg, Josef Sinaer Verlag. Der Verfasser
 führt in knappen Umrissen in die Mobilisationszeit und ihre Be-
 deutung für die Stimmung in der Elsaß-Lothringer nach Straßburg.
 Der Schluß bringt eine historisch-politische Abwägung der Zukunft
 des Elsaß und schließt mit einem auch in Mitdeutschland freudig
 begrüßten Ausblick auf das, was nach dem großen Krieg an Ge-
 stimmung und Reichsfreudigkeit in Elsaß-Lothringen zu finden sein
 wird.

Arithmogriph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 ein Hausgerät.
- 2 9 8 3 5 3 4 germanischer Volksstamm.
- 3 10 16 3 9 8 6 7 ein Komposit.
- 4 3 9 1 römischer Kaiser.
- 5 3 8 4 3 Fluß in Frankreich.
- 6 8 6 8 9 1 römischer Staatsmann.
- 7 1 9 4 ein Musikinstrument.
- 8 9 3 4 3 weltlicher Vorname.
- 9 1 5 3 eine Blume.
- 10 1 1 9 niederländischer Mäler.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer!
 Fuhr, Uhr.